



Die Kunde



Gemeinsames Mitteilungsblatt

der Arbeitsgemeinschaft für die Urgeschichte Nordwestdeutschlands
und der
Arbeitsgemeinschaft für die Volkskunde Niedersachsens

Jg. 4.

Hannover, im Juli/Heumond 1936

Nr. 7

Ein chaukisches Gräberfeld bei Driefel in Oldenburg (Taf. 33,34)

Mit einigen glücklichen Funden aus der letzten Zeit beginn sich für die Vorgeschichte Oldenburgs und damit auch angrenzenden Gebiete eine empfindliche Lücke zu schließen. Gerade die Jahrhunderte um den Beginn der christlichen Zeitrechnung waren bei uns mit einwandfrei geborgenem Fundgut bisher nur schwach vertreten, so dass der Übergang zwischen den Jastorf- und Harpstedt-Nienburger Typen zu den Wurtenfunden der ersten nachchristlichen Jahrhunderte und zu den ausgesprochen sächsischen Formen der Seestränder durch eine Fundleere unterbrochen war. In vorgeschichtlicher Altersfolge sind hier neben kleineren Funden zu nennen: Rastede mit einer Abfallgrube (Scherben mit Jastorf C Profilen und Anklänge an Harpstedter Rauhtöpfe), S t e n u m bei Delmenhorst, mit einer größeren Töpfereiabfallgrube und reichem Inhalt (ausklingende Ripdorf bis Seedorf Formen) Rastede mit einer Siedlung aus dem 1. – 2. Jahrh. n. Chr., (Fachwerkhaus mit Keramik) und Grappermöns bei Jever, mit



Die Kunde



Haus- und Abfallgruben und Brunnenanlage etwa derselben Zeit. Dazwischen schiebt sich das jetzt erschlossene Gräberfeld die Driefel (Gem. Friesische Wehde).

Für die Jahrhunderte, um die es sich hierbei handelt ist ja für unser Gebiet aus der Gruppe der Ingväonen der Germanenstamm der Chauken verbürgt, der in letzten Jahren ja besonders durch die Arbeiten K. Wallers,¹⁾ Cuxhaven, sein vorgeschichtlich-kultureller Eigendasein wieder zu führen versucht. Das von Waller herangezogene Fundmaterial ist aber noch nicht genügend umfangreich und beschränkt sich bekanntlich auf das westlich der Unterelbe bis zur Unterweser hinüberreichende Küstendreieck. Die für das Siedlungsgebiet der Langobarden so ausgezeichnet gelungene Abgrenzung in dieser Zeitstufe liegt für die Chauken aber wesentlich schwieriger. Eine leicht erfassbare Eigenart ist im gefundenen Kulturgut offenbar nicht ausgebildet, und der verwandtschaftliche Formenkreis, der insbesondere die Langobarden mit umfasst, greift auch zu den Ingväonenstämmen der südlich und westlich angrenzenden Gebiete bis weit nach Holland hinein über.

Gerade für den Gau Weser-Ems, als dem einstigen Chaukengau, sind diese Forschungsergebnisse bedeutungsvoll, um so mehr, als es sich nach dem bekannten Bericht des Tacitus bei den Chauken um einen besonders



Die Kunde



hervorragenden Germanenstamm gehandelt hat. Heißt es doch bei ihm (Tac. Germ. Kap. 35): Sie sind „ein unter den Germanen ganz hervorragenden Volk, vorzieht seine Bedeutung durch Gerechtigkeit zu behaupten. Ohne Habgier, ohne Willkür leben sie in Frieden für sich, brechen keine Kriege vom Zaun und richten keine Verheerungen durch Plünderungen oder durch Raubzüge an. Das aber ist ein besonderer Beweis ihrer Tüchtigkeit und Kraft, dass sie ihre Überlegenheit nicht auf dem Wege der Gewalt erringen. Trotzdem haben sie alle die Waffen zur Hand, und das Heer, wenn die Not ruft in Bereitschaft, eine Fülle von Männern und Rossen; auch im Frieden bleibt ihr Ruf derselbe.“

Seit Anfang März kommt nun in einer Sandabgrabungsstelle des Bauern Langerenken auf dem alten Z e t e l e r E s c h am Südausgange des Dorfes D r i e f e l ein Gräberfeld zu Tage, das mit den von Waller als chaulkisch bezeichneten Gräberfeldern²⁾ vom Galgenberg und Silberberg bei Cuxhaven und einigen andern sowohl nach der Art der Bestattung als auch nach Form und Verzierung der Gefäße eine große Ähnlichkeit besitzt. Der Sand wird hier nach dem Abbunken der Bauerde abschnittweise in Bänken von etwa 2 m Breite und 100 m Länge abgetragen. In fast jeder dieser Bänke fanden sich Funde in Form von Urnen und Knochenhäufchen. Nach etwa 40 m Abtragungsbreite ist die



Die Kunde



Abgrabung wegen eines gefährdeten Kartoffelfeldes vorläufig zum Stillstand gekommen, aber es ist anzunehmen, dass der Friedhof sich noch weiter fortsetzt. In etwa 15 m breitem Streifen zieht sich der Friedhof von SW nach NO. Da die ersten Bänke scheinbar fundleer waren, der Fundstreifen sich nach NO aber verbreitert, so ist die Annahme berechtigt, dass im W der Anfang des Friedhofes gefasst ist, nach O aber noch Funde zu erwarten sind. Nach Einbringung der Ernte sollen neue Grabungen hier Klarheit schaffen. Zwischen dem Oldenburger Museum für Naturkunde und Vorgeschichte, dem Grundeigentümer und der Arbeiterschaft entwickelte sich rasch eine verständnisvolle Zusammenarbeit, besonders als durch klingende Belohnung die Aufmerksamkeit der letzteren geschärft wurde. Nachdem die ersten Funde jeweils auf Meldung hin an teilweise schon gestörten Standorten geborgen wurden, konnten wir, nachdem die verdächtige Zone festlag, auf Funde „anstehen“ und einwandfrei ausgraben.

Es mögen etwas über 30 Bestattungen sein, die bis heute aufgedeckt worden sind. Leider lässt sich die genaue Zahl wegen der Unsicherheit der Aussagen der Arbeiter über die ersten gefundenen Knochenhaufen nicht angeben. Dabei handelt es sich in 13 Fällen um Tongefäße mit Leichbrandresten und im übrigen um sog. Knochenhäufchen zusammen mit Eicheholzkohlestückchen, die in kleinen Gruben



Die Kunde



von wenig größerem Umfang als die darin sitzenden Gefäße oder Knochenhäufchen beigesetzt waren. Da sich unter und neben den Gefäßen in den kleinen Gruben auch geringe Mengen verschütteter Knoch- und Kohlteilchen fanden, mag die geläufige Bezeichnung Brandgrubengrab und Brandschüttungsgrab mit Einschränkung hier beibehalten werden. Alle Bestattungen saßen unmittelbar unter der im Mittel 0,50 m dicken gleichmäßig grauschwarzen Bauerdeschicht, die Knochenhaufen auf oder wenig in den Ortstein eingetieft, die Gefäße aber in Gruben, die bei der Anlage durch den Ortstein durchgestoßen waren. Die Tafel 33,1 lässt die scharf unterbrochene Ortsteinbank rechts und links vom eingesetzten Gefäß deutlich erkennen. Einige Beisetzungen waren deshalb auch noch von der ersten Pflugbearbeitung erfasst und auseinander gerissen, bzw. zertrümmert und in Scherben verschleppt worden. Wegen der Bedeckung mit gleichmäßig dunkler Humuserde konnten Beobachtungen über etwas vorhandene Behälter aus organischen Stoffen bei den Knochenhäufchen nicht gemacht werden, ebenso nicht über Markierungen der Gräber nach der Oberfläche hin. Die Zertrümmerung des Ortsteines konnte deutlich an mehreren Stellen beobachtet werden. Er muss deshalb schon bei Anlage des Friedhofes bestanden haben. Die Stärke seiner Ausbildung lässt auf einen langen Heidebewuchs vor der Kultivierung schließen. Auch die zum Ortstein gehörende Bleichsandschicht war an verschiedenen Stellen



Die Kunde



noch gut zu erkennen und hatte eine Stärke von 15-20 cm, so dass man einen allmählichen Auftrag von Kulturboden durch Plaggendüngung in Stärke von 30 cm annehmen kann. Stellenweise, besonders in Bodenmulden, war er allerdings bedeutend stärker. Das läßt die Folgerung zu, dass diese Landfläche, obwohl sie als altes Eschland bezeichnet wird, noch nicht von den Chauken in Kultur genommen wurde, sonst hätte die Schicht nach den Erfahrungen an andern Orten stärker sein müssen. Verstreut in der Kulturschicht mit angetroffenen Scherben von Hauskeramik der selber Zeit können auch später mit bewegt und eingepflügt sein.

Interessant war die Aufdeckung einer *B r u n e n a n l a g e* in Form eines einfachen Wasserloches, mit verhältnismäßig steilen Rändern, das bis in die Wasser führenden kiesigen Sandschichten über 2,50 m tief eingetrieben war. Es lag etwa unter der Mitte des aufgedeckten Gräberfeldes, ungefähr 10 m südlich. Oben lief ringsum ein breiter, stufenförmig eingetiefter Absatz, der mit Heideplaggen oder Grassoden belegt war. Einige von ihnen waren in die Tiefe abgerutscht und hoben sich deutlich tief dunkel und eckig gegen die helleren streifenförmigen Sandschichten ab. In bestimmten dieser eingeschwemmten Schichten fanden sich einige Scherben von häuslichen Gebrauchsgefäßen



Die Kunde



derselben Zeitstufe. Sollte dieser Brunnen das Wasser für die Grabpflege geliefert haben?

Die bisher eingemessen ca. 30 Fundstellen der Bestattungen lassen im Grundriss noch keine regelmäßige Anlage des Friedhofes erkennen, wohl aber eine gewisse Geschlossenheit. Wo sich in der Aufzeichnung Lücken finden, ist sehr wohl möglich, dass Beisetzungen von Knochenhäufchen der Aufmerksamkeit entgangen sind, weil sie bis auf geringe Reste vergangen waren oder zerpflegt wurden. Nirgends fanden sich kürzere Abstände zwischen zwei Bestattungen als 1 m, auch sind gegenseitige Störungen oder ein Übereinanderliegen nicht beobachtet worden. Daraus darf wohl auf eine gewisse zeitliche Geschlossenheit und auf die Kennzeichnung der Gräber an der Oberfläche geschlossen werden, wenn auch darüber in der dunklen Bauerde keine direkten Beobachtungen gemacht werden konnten.

Die Urnen standen scheinbar ohne Ordnung zwischen den Knochenhäufchen. Es geht deshalb wohl nicht an, nach Arm oder Reich zu trennen, denn dann wäre wohl auch eine örtliche Absonderung erfolgt. Beide Bestattungen müssen also wohl neben einander gebräuchlich gewesen sein. Bei den Knochenhäufchen fanden sich keine Scherben, dagegen wohl solch in den Urnen, in allen Schichten



Die Kunde



ihres Inhalts, ohne dass sie sich zusammensetzen ließen. Es kann sich also nicht um Deckscherben handeln, sondern um eine besondere Bestattungssitte. *B e i g a b e n* in Form von verschmolzenen Bronzestücken fanden sich bei Gefäßen und Knochenhäufchen gleichmäßig, so in zwei der letzteren je zwei buckelförmige Schildbeschlagnägel und bronzener Gürtelschieber, in einer kleinen (Kinder) Urne eine beschädigte bronzene Rechteckfibel. In zwei Fällen konnte aus der Kleinheit der Gefäße und der geringen Menge des Leichenbrandes auf eine *K i n d e r b e s t a t u n g* geschlossen werden. Beide waren mit einem großen Scherben eines Gebrauchstopfes zugedeckt. Es ist zu hoffen, dass die schon zugesagte Untersuchung der Brände durch Dr. Krumbein, Nordhorn, interessante Aufschlüsse bringen wird.

Die entweder ganz heil oder nur wenig beschädigt geborgenen Urnen zeigen alle die bekannte, leicht merkbare Formart des 1. bis 2. Jahrh. n. Chr., sehr weite Öffnung, kleiner, rechteckig absetzender Rand der die größte Gefäßweite erreicht, kurze runde oder auch mehr oder weniger scharf geknickte Schulter und darauf folgende starke Verjüngung nach der Standfläche hin (siehe auch die Abb. bei K.Waller). Etwa die Hälfte der Gefäße weist Standfüße auf, die ihnen eine besonders zierliche Eleganz verleihen, aber auf Kosten der Standfestigkeit. Die



Die Kunde



Entwicklung des Standfußes läßt sich ausgezeichnet verfolgen. Das Gefäß im Gruppenbild rechts oben (Taf. 34,1) hat noch eine flache Fußfläche wie bei dem in der Mitte unten, bei stärkster Einschnürung des Bauches. Der Fuß ist hier noch Bestandteil vom Innenraum und vollständig hohl bis in die Ecken hinein. Eine Mittelform ist das Gefäß links oben mit angesetztem kurzen Fußrand, der auch von unten hohl entgegen gearbeitet ist. Extreme Aushöhlung des Fußes von oben und unten sind dann das Prachtgefäß (Taf. 33,2 und Gruppe: Mitte oben; Höhe 25 cm, Weite 28 cm), und in Bezug auf geringe Stehfestigkeit, die sich besonders im gefüllten Zustand auswirken muss, auch das Gefäß unten rechts. Es ist schon von Waller betont, dass die kennzeichnende Einschnürung des Gefäßbauches sich bereits in den Formen der vorangehenden Zeit anbahnt, also schon in der Seedorf Stufe. Unsere Beobachtungen an den Gefäßen der vorerwähnten Stenumer Töpfereiabfallgrube, die aus dieser Zeit stammen müssen, bestätigen das. Wenn aber ein Gefäßtyp seinen Entwicklungsgang lückenlos im eigenen Gebiet aufweist, so muss doch logischerweise seine Entlehnung aus einem fremden Formenkreis abgelehnt werden, und die noch allgemein übliche Behauptung, die Standfußgefäße der nordwest-germanischen Stämme hätten sich aus der Situla der Römer entwickelt, ist also zum mindesten nachzuprüfen. Könnte es nicht auch wieder einmal



Die Kunde



umgekehrt sein? Eine übernommene Modeform tritt doch plötzlich und unvermittelt in ihrem neugewonnenen Verbreitungsgebiet auf, womöglich noch durch gleichartiger Einfuhrware angekündigt. Das ist aber hier meines Wissens nicht der Fall.

Die betonte Eleganz der Formen ist sowohl durch plastische Ringe und Riefelungen in der Fußgegend, als auch durch eingeritzte Verzierungen auf der Schulter, wie gradlinig oder im Zickzack umlaufende Striche und Bänder, Punktlinien, gestrichelte Dreiecke und durch Hängebögen am oberen Bauchrand, noch in geschmackvoller Weise unterstrichen (siehe besonders Taf. 33,2). Die Farbe der Gefäße spielt vom rötlichen Grau und Braun in ein hochglänzendes Schwarz über. Der Ton ist mit feinem Sand gemagert. Alle Gefäße sind wohl noch in Handarbeit angefertigt, wenn sich nicht schon in der schwierigen und doch fehlerfreien Profilierung des großen Gefäßes das Formholz verrät.

Wiederum zeigt uns aber dieser Fund aus der „Römerzeit“, dass den von Tacitus hervorgehobenen hohen körperlichgeistigen und charakterlichen Eigenschaften der Chauken auch geschmackvolle Schöpfungen des Handwerks entsprechen, dass also unsere Vorfahren keine „Barbaren“ gewesen sein können.

Oldenburg,

Museumsdirektor K. M i c h a e l s e n



Die Kunde



Tafel 33



Chaukische von Driefel im Brandschüttungsgrab.



Daselbe Gefäß



Die Kunde



Tafel 34



Oben und unten : Chaukische Urnen von Driefel.